

mir kaum vorstellen. Bei mir ist es genau das Gegenteil; jener Tag ist bis ins letzte Detail unverrückbar in meiner Erinnerung verankert, und ich kann selbst die winzigste Einzelheit davon abspulen wie einen Film.

Und das geht so: ein sonniger Tag im Juni, die blättrig grüne Hitze des Sommers in Kontrast zu meiner Schockstarre. Die Luft stickig und schwül, wie eine Wand vor Robins stoßweisem Atem.

Und die Wölfin, der meine Schwester den Namen Katharina gegeben hatte, stand vor uns und musterte uns beide mit ihren gelben Augen.

Robin war damals in der achtunddreißigsten Woche schwanger, und sie hatte mir gerade verärgert mitgeteilt, dass eine Schwangerschaft

zehn Monate dauere und nicht etwa neun. Darüber war sie wütend, als hätte jemand sie absichtlich in Unkenntnis gelassen. Überhaupt war sie oft wütend, weil ihr heiß war, sie sich unförmig fühlte und nicht schlafen konnte. Wir gingen einen Wanderweg hinter ihrem Haus entlang, der zu einem Kiefernwäldchen führte, weil wir hofften, dort unter dem Baldachin der Nadelbäume würde es kühler sein. Robin wollte immer nur gehen, obwohl sie sich auch darüber beklagte: Die Hüften taten ihr weh, ihre Knie schmerzten, und ihre Rippen auch. Jammern war eigentlich nicht ihre Art, denn meine Schwester war ein Mensch, der alles stoisch und mit fast wilder Dickköpfigkeit ertrug, und genau das beunruhigte mich. Alle paar Meter blieben wir stehen, damit sie verschnaufen konnte, und ich sah, wie sie sich über den

Bauch strich; eine zärtliche Geste, wie sie sie ansonsten weder dem Baby noch sich selbst zukommen ließ.

Sie runzelte die Stirn: «Was machst du?»

«Nichts.»

«Du berührst dich selbst», sagte sie.

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich sie imitierte, als wollte ich ihr den Spiegel vorhalten. Meine Hand lag flach auf meinem Bauch, doch eigentlich gab es nichts zu streicheln. Ich wurde rot vor Verlegenheit, und meine Schwester lachte rau.

«Ist ja gut», sagte sie. «Hab schon verstanden.»

Doch wie konnte sie es verstehen? Sie konnte sich ebenso wenig in meinen Körper hineinversetzen wie ich mich in ihren. So standen wir da, Körper an

Körper, Schwester an Schwester, doch zwischen uns lagen Welten.

Um sie auf andere Gedanken zu bringen, erzählte ich ihr von einer Sammlung alter Filme, die in einer unterirdischen Müllhalde unter einer Eisbahn in Dawson City, Yukon, gefunden worden war. Sie stammte aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert, die Filme hatten einem Kino gehört. Damals, so erzählte ich, hatten Filme oft eine lange Reise hinter sich; von Kalifornien kamen sie zuerst in größere Städte wie Calgary und Vancouver, dann nach Whitehorse, bis sie schließlich in der Goldgräberstadt Dawson City landeten, von wo aus es keinen Sinn mehr hatte, sie wieder an ihren Ursprungsort zurückzuschicken. Und so sammelten sie sich dort an, ein aus dem Zufall geborenes Filmarchiv. Die Streifen

bestanden aus Zellosenitrat, einem Material, das bekannt dafür ist, dass es sich auflöst, schmilzt, ja sogar in Brand geraten kann. Wäre es nicht unter jener Eisbahn begraben gewesen – zusammen mit Kaninchendraht, Holzstücken und anderem Unrat –, hätte es die ganze Stadt in Schutt und Asche legen können.

«Filme sind damals explodiert?», fragte Robin.

Ich nickte. Ich erzählte ihr, wie das Kino damals schließen musste und die Filme entsorgte, bis sie schließlich Jahrzehnte später von einem Baggerführer entdeckt wurden, der das Gelände umpflügte, als dort ein neues Freizeitcenter errichtet werden sollte. Die Geschichte faszinierte mich wegen dieser unfassbaren Mischung aus entzündbarem Film und ewigem Eis, aus Erhaltung